

Ann. Naturhist. Mus. Wien	106 A	425–432	Wien, November 2004
---------------------------	-------	---------	---------------------

ANTHROPOLOGIE UND PRÄHISTORIE

Zur Methodik in der prähistorischen Archäologie

Von Wilhelm ANGELI¹

Manuskript eingelangt am 5. Mai 2004

I

Die prähistorische Archäologie ist eine empirische Wissenschaft. Sie gewinnt ihre Erkenntnisse indirekt, also durch Schlüsse aus den erhaltenen materiellen Kulturrelikten ihres durch mündliche oder schriftliche Tradition nicht aufgehellten Zeitrahmens.

Die empirischen Naturwissenschaften leiten ihre Schlüsse aus – gewöhnlich induktiv gewonnenen – Gesetzen ab, nach dem Schema: Beobachtung von wiederholt auftretenden Phänomenen – Erklärung dieser mit einer Hypothese – Bestätigung der Hypothese durch weitere, ergänzende Beobachtungen – Verifizierung durch den Nachweis gleicher, unter den selben Bedingungen auftretenden Fälle. Das jedem geläufige Beispiel für den Denkvorgang ist die medizinische Diagnose. Es zeigt sich etwa, dass bei einem beträchtlichen Anteil einer Population Verfärbungen der Haut, Ekzeme und krebsige Geschwüre auftreten. Die erste Diagnose lautet: chronische Arsenvergiftung. Das Verhältnis von Symptomen und Ursache ist aus vielfach erprobter Erfahrung bekannt. Es ist aber nicht auszuschließen, dass eine andere Ursache gleiche Symptome auslöst. Man untersucht also die Ernährungsgewohnheiten, an denen sich aber nichts Auffälliges entdecken läßt. Schließlich wird das schon – allerdings auf andere Schadstoffe – analysierte Brunnenwasser noch einmal kontrolliert und nun findet sich tatsächlich ein viel zu hoher Arsengehalt. Dieses Vorgehen kann man hypothetisch deduktiv nennen.

Das Arbeitsfeld der prähistorischen Archäologie ist das kulturelle Verhalten in schriftlosen Zeiten, also das Historisch-Zufällige. Aus allein archäologisch-morphologischer Perspektive lassen sich nicht induktiv Regeln aufstellen, aus denen weiteres abzuleiten wäre. Widersprüchliche Hypothesen können so unwiderlegbar und unbeweisbar nebeneinander bestehen, so dass sie sich gegenseitig aufheben. Deshalb hat man versucht, aus zusätzlichen Beobachtungen weitere Aussagen abzuleiten. Da der Befund im Boden fragmentarisch ist, sucht der Ausgräber nach Maßgabe seiner historisch-archäologischen Erfahrung nach ganz oder jedenfalls besser erhaltenen Objekten mit Eigenschaften, die mit denen seiner Entdeckung korrespondieren. Die Suche führt ihn etwa (so das Beispiel bei BERNBECK 1997: 51 ff.) zur Annahme: Getreidespeicher. Es wird Bekanntes Unbekanntem gegenüber gestellt. Damit werden aber nicht stets zusammen auftretende Phänomene mit einer Hypothese erklärt, die durch ergänzende Beobachtungen (oder

¹ Dr. Wilhelm ANGELI, Prähistorische Abteilung, Naturhistorisches Museum, Burgring 7, A-1014 Wien. – Österreich.

Experimente) erhärtet werden kann. Muster und Fundobjekt haben unmittelbar nichts miteinander zu tun, es folgt nicht eins aus dem anderen. Sie stehen nicht in einem Verhältnis, das sich wie in der Heilkunde nach Verifizierung (allenfalls durch Obduktion) als eines von Ursache und Wirkung darstellen läßt. Hier gibt es zwischen den beobachteten Fällen einen, wenn auch nicht logisch notwendigen, so doch empirisch mit genügender Sicherheit nachweislichen Zusammenhang, so dass sich ein allgemeiner Satz ableiten läßt (z.B. wer zu viel Arsen zu sich nimmt, wird krank). Nach der archäologischen Vorgangsweise, so auch im gewählten Beispiel, schließen wir aus der Übereinstimmung in einigen Merkmalen auf (funktionale) Gleichheit überhaupt. Die Beurteilung des Grades der Übereinstimmungen nach Anzahl und Qualität steht im freien Ermessen des Betrachters. Es ist ein Schluß nach Analogie, der bekanntlich volle Gewißheit nicht beanspruchen kann (es sei denn, man gräbt ein Objekt mit erhaltungswürdiger Bausubstanz aus). Die Schwachstellen des Vorgehens, das er unter "hypothetisch-deduktiv" einreihet, hat auch BERNBECK hervorgehoben (BERNBECK a.a.O.).

Bei induktivem Vorgehen schließt man von vielen besonderen Fällen auf eine allgemeine Erscheinung. Kann man alle Fälle erfassen und mit dem gleichen Resultat bestätigen, ist die Induktion vollständig und hat den Charakter eines Gesetzes. Nach Analogie schließt man aus einer Anzahl von Eigenschaften, die Phänomene gemeinsam haben, dass diese in allen Belangen übereinstimmen. Wenn die Archäologie, wie es meistens ist, von Unvollständigem und Unbekanntem ausgeht, kann völlige Übereinstimmung nie mit Sicherheit behauptet werden. Falls alle Merkmale des Musters mit der fraglichen Sache übereinstimmen, wird formale Gleichheit nicht erschlossen sondern intuitiv wahrgenommen. Ein Analogieschluss wäre dann gegebenenfalls auf funktionale Gleichheit abzustellen.

Angenommen, eine Krankheit hat epidemische Ausmaße angenommen, Symptomatik und Ätiologie sind schon gründlich erforscht. Kommt nun ein Patient aus dem verseuchten Gebiet mit einschlägigen Beschwerden zum Arzt, wird ihn dieser gezielt daraufhin untersuchen. Die Symptome lassen sich vollständig aus der Seuche erklären. Der Arzt leitet den besonderen Fall nach allen Regeln von dem allgemein verbreiteten ab. Er kann gleich deduktiv vorgehen und das ist der Unterschied zu Hypothetisch-Deduktiv. Einen anderen in dieser Richtung verdächtigen Fall erfährt der Arzt von dritter Seite. Die Beschreibung ist ungenau, manche Symptome passen, andere bleiben unerwähnt oder sind nichtssagend. Eine zuverlässige Diagnose, ob hier ein weiterer Fall der Epidemie vorliegen könnte, ließe sich erst nach Untersuchung des Patienten selbst stellen. Bis dahin kann der Arzt nur sagen: soviel ich höre, stimmen einige Anzeichen mit denen der bekannten Seuche überein; es könnte ein Fall davon vorliegen. Er schließt jetzt nach Analogie und kann nach bestem Wissen und Gewissen seinem Urteil nur Wahrscheinlichkeit beimessen. Wahrscheinlichkeit bedeutet nicht einen herabgesetzten Grad von Wahrheit. Wahrscheinliches kann ganz falsch aber auch ganz wahr sein – wir wissen es nur nicht.

Sätze von absoluter Geltung lassen sich empirisch nicht gewinnen. "Erfahrung lehrt uns zwar, dass etwas so oder so beschaffen sei, aber nicht, dass es nicht anderes sein könne". So steht es in Kants Kritik der reinen Vernunft. Es wäre also voraus zu sehen gewesen, dass dem Unterfangen, den Grabungsergebnissen mit der "deduktiv-nomologischen Erklärung" nahe zu treten, der Erfolg versagt bleiben musste. Im Bestreben, zwischen Induktion und Deduktion zu vermitteln, wurde damit experimentiert, zwei mögliche Urteile über eine Ausgrabungsstelle in der Form eines disjunktiven Syllogismus gegenüber zu setzen (MANTE 2000: 4): es könne sich entweder um einen Wohnplatz

oder um eine Kultstätte handeln. Gegen Wohnplatz spricht einiges, also bleibt Kult. Formalisiert geht der Schluss einwandfrei auf: C ist entweder A oder B, A ist es nicht, also muss C=B sein. Ein Drittes ist formallogisch ausgeschlossen. Das gilt aber nur, wenn man von jeglichem Inhalt abstrahiert. Werden Inhalte einbezogen, stellt sich heraus, dass der Ansatz die empirische Wirklichkeit um andere konkrete Bestimmungen verkürzt. Es gibt ja nicht nur ein Entweder/Oder sondern ebenso ein Sowohl/Als auch. Die Zahl der möglichen Prämissen wurde beschränkt. Die Erfahrung sagt uns, dass mit Wohnen und Kult nicht alle Fälle der Nutzung von Grundflächen erfasst sind. Nicht zuletzt wissen wir, dass in der Realität so manches vorkommt, was wir aus unserem endlichen Horizont erst gar nicht in Betracht ziehen. Dass ein alter Wohn- oder Kultplatz freigelegt wurde, beruht auf der Einschätzung der Ausgräber, die ihre Gründe hat, sich aber wieder nur durch Übereinstimmung mancher erhaltener Merkmale mit bekannten Stellen auf Analogie stützen kann, also ohne sicheren Rückhalt bleibt. Wenn ein Arzt apodiktisch behauptet: es kommt nur Typhus oder Kinderlähmung in Betracht, schließt dann mit sicherem klinischen Blick das eine aus, um nur das andere zu therapieren, kann es sein, dass sein Patient an Meningitis stirbt.

"Das Konzept deduktiv-nomologischer Erklärungen ist einer Wissenschaft wie der Archäologie weithin unangemessen"(BERNBECK 1997: 58). Von unfehlbaren Sätzen, wie sie Mathematik und formale Logik bilden, kann die rein archäologische Forschung nicht ausgehen. Auf induktiv gewonnene Prinzipien aus dem eigenen Arbeitsfeld, wie sie die empirischen Naturwissenschaften nach Versuch und Irrtum mit Erfolg benützen, kann sich die objektkundliche Altertumswissenschaft auch nicht stützen, weil sie eben keine Erfahrung von Tatsachen hat. Es muss also auf durch Erfahrung und Tradition vermittelte Verhältnisse zurück gegriffen werden, die in kanonischer Wiederholung zu beobachten waren, denen man also eine gewisse Regelmäßigkeit zuerkennen kann. Hier steht, außer einigen auch von BERNBECK vorgebrachten Gründen der Deduktion vor allem im Wege, dass kein archäologischer Befund einen konkreten Sachverhalt so klar wiedergibt, dass er zweifelsfrei als Fall einer rezent oder subrezent mehr oder weniger gut bestätigten Regel zu subsumieren ist. Die angenommene Regel beruht auf positivem (wenn auch nicht notwendig und allgemein gültigem) Wissen. Die archäologischen Befunde bringen nur Indizien für die eine oder die andere Meinung. Die ihrer faktischen Bedeutung nach nicht eindeutigen Fundbilder stimmen mit dem bekannten Fall lediglich in einer Anzahl von Merkmalen teilweise überein. Das beglaubigte Phänomen, aus dem vermeintlich ein ehemaliger Sachverhalt abgeleitet werden kann, dient nur als Muster in einem Schluss nach Analogie. Die sog. "deduktiv-nomologische Erklärung" von archäologischen Befunden bewegt sich im Bereich subjektiver Vorstellungen. Wenn wir eine Auslegung mit unbestimmtem Wahrheitsgehalt unter eine Regel bringen, von der wir wissen, dass auch sie nicht allgemein und notwendig zutrifft, kann nichts herauskommen. Um von der logischen Spiegelfechterei mit Anstand und Eile zu einem nützlichen Abschluss zu kommen, sei in Erinnerung gerufen: Ist eine Prämisse problematisch, ist es auch die Konklusion.

II

Eine der traditionellen Fragen der Soziologie ist, ob Plan und Ordnung notwendige Voraussetzung oder Konsequenz menschlicher Vergesellschaftung sind, ob der leitende Gedanke eines in die Zukunft vorgehenden Willens die Gesellschaft zusammenhält oder

diese sich eigengesetzlich, je nach den vorherrschenden Interessen und Bedürfnissen einer Mehrzahl von Individuen im Laufe der Geschichte immer neu konstituiert. Ob nun Gewalt oder Zusammenwirken von Strukturen und Funktionen oder andere Phänomene äußerer oder innerer Natur als integratives Prinzip vorangestellt sind – keine Theorie konnte sich exklusiv und universal als bestimmend für die menschliche Sozialordnung durchsetzen.

Die empirische Sozialforschung wies andere Wege, darunter die Theorien "mittlerer Reichweite". Diese verzichteten auf umfassende Schemata, durch die sich Sozialstrukturen einheitlich begreifen lassen und trachteten bestätigte, wenn auch zeitlich wie räumlich beschränkte, auf gezielten Erhebungen beruhende Aussagen zu machen, die dann aber auch mit Bedachtnahme auf die wechselnden Bedingungen der natürlichen und geschichtlichen Situation, einer späteren Revision offen stehen.

Auch in die prähistorische Archäologie hat der Terminus "Theorie mittlerer Reichweite" Einzug gehalten, allerdings in einem anderen Verständnis. Die Fundsituationen, die sich dem Ausgräber darbieten, haben sich nur ganz ausnahmsweise auf einmal wie eine Momentaufnahme vergangener Zustände ergeben. Wenn eine von Menschen belebte Stätte aufgegeben wird, hat das seine Gründe, und bis sie gänzlich verödet und schließlich tief in der Erde steckt, geschieht noch einiges. Was der Archäologe in der Regel vorfindet, sind, wie jeder weiß, nur dürftige Spuren einst gelebten Alltags, Resultate längerer Prozesse. Wie der Originalzustand ausgesehen haben könnte, ist nicht unmittelbar evident sondern nur durch Gegenüberstellung der Fundsituation mit Vergleichbarem zu erschließen, wofür aus geschichtlicher und ethnografischer Erfahrung genügend Exempel zur Auswahl stehen. Eine unwiderleglich klare Entscheidung verhindert freilich der fragmentarische Zustand der prähistorischen Objekte. Die Vielzahl der Möglichkeiten von natürlichen Prozessverläufen und des Umgangs der Menschen mit ihrer Habe läßt eindeutige Aussagen, wie jede einzelne Fundsituation zustande kommen musste, nicht zu. Keine Lösung bietet sich als einzig zutreffende an, man muß sich für eine als die wahrscheinlichste entscheiden und dieser – sie mag nun richtig oder irrig sein – kann man dann eben nur "mittlere Reichweite" zugestehen. Der entlehnte Terminus bezieht sich also auf unser Wissen, auf den Unsicherheitsfaktor, der einzukalkulieren ist, wenn man sich mit mittelbarem Erkennen durch Schließen nach Analogie zufrieden geben muss.

Eine soziologische Theorie mittlerer Reichweite ist an bestimmten Tatsachen orientiert und kann durch andere Tatsachen relativiert werden; sie gilt nur für einen bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit. Eine Theorie etwa über den Zusammenhang von Feminismus, Hosenmode, steigendem Konsum von Zigaretten und alkoholischen Getränken beim weiblichen Geschlecht hätte eine je nach Nationalität, Religionsbekenntnis, Bildungsschicht, Lebensalter und Zeitalter begrenzte Reichweite. Von den sehr entschlossen für Frauenrechte eintretenden Suffragetten sind keine Anstalten bekannt, sich der privilegierten Männerwelt in der Tracht und durch den öffentlichen Genuß von Alkohol und Nikotin auch äußerlich sichtbar anzugleichen.

In der Sozialforschung bezieht sich das "Mittlere" der Reichweite auf den Umfang der Aussage, deren Richtigkeit in der vorgegebenen räumlichen und zeitlichen Begrenzung durch Beobachtung zu bestätigen ist. In der prähistorischen Methodik geht es unter jenem Titel um die Zuverlässigkeit einer Aussage überhaupt, die ja, auf Analogieschlüssen beruhend und durch unmittelbare Erfahrung nicht überprüfbar, zutreffend oder irrig sein kann. Für eine Vorgangsweise, die "auf halben Wegen und zu halber Tat mit halben Mit-

tehn" Rätsel der Vorzeit zu lösen versucht, ist der Terminus "Theorie mittlerer Reichweite" recht anspruchsvoll. Seine Einführung in die prähistorische Archäologie verdankt er wohl einem Verlangen, als Mehrer im Reiche der Methodenvielfalt genannt zu werden.

III

Die Prähistorik schöpft ihr Wissen von der Vorzeit aus Bodenfunden, die deshalb herkömmlich in ihrer Gesamtheit als Quellen gelten. Das kann aber nicht in gleichem Maße für alle angenommen werden. Ein Grabhügel kann eine Quelle sein, die uns mit einer Tatsache des Totenbrauchtums einer Zeit bekannt macht, die figuralen Darstellungen auf Situlen dienen als willkommene Quellen für die Tracht. Ein Fundobjekt hat jedoch diesen Status nicht an und für sich. Zunächst ist es Anzeichen; es wird von uns als aussagekräftiges Indiz eingesetzt, wenn es in einen Zusammenhang gebracht werden kann, indem es eine Hypothese stützt oder unmöglich macht. Ein prähistorischer Fund steht zu uns wie etwa ein Fingerabdruck aus heutiger Zeit. Der kann u.U. ein Indiz für Anwesenheit sein, er gibt aber keine Auskunft über ein Geschehen. Er ist völlig belanglos, wenn nichts passiert ist. Es wimmelt in unserer Welt von nichtssagenden Fingerprints – so wie auch von alten Scherben. Eine historische Quelle sagt etwas über Tatsächliches aus, ist Quelle der Erfahrung, und wenn es nur darum geht, daß sich der Bürgermeister ein Bein gebrochen hat, mit allen Folgen für das dörfliche Gemeinwesen, denen nachzugehen wir uns hier versagen müssen. Wem der Unfall in seine Fabel paßt, für den ist der Vermerk eine Quelle.

Ob und in welcher Beziehung ein Bodenfund eine Quelle darstellt, hängt davon ab, worauf der mit ihm befasste Prähistoriker abzielt und welchen Zusammenhang er mit ihm in einem ersten vorläufigen Urteil herstellen zu können glaubt. Das hat, meist un bemerkt, schon auf die Erfassung und Beschreibung der Bodendenkmäler Einfluß. Die Qualifikation der Bodenfunde steht beim Betrachter, sie ist relativ auf uns (vgl. EGGERT 2001: 129 ff.). Wir erfassen Objekte nicht in ihrer Totalität, als Träger einer Gesamtheit von Merkmalen sondern so, wie sie uns aus der jeweiligen Perspektive vorkommen. Der Versuch einer vollständigen Beschreibung würde ins Uferlose führen und wird auch gar nicht unternommen. Die Beschreibung ein und desselben Objekts fällt deshalb bei den Autoren selten identisch aus. Eine Keramikscherbe läßt sich nicht mit Worten anschaulich machen, weil man eben nicht alles sprachlich umsetzen kann, was man sieht. Zum Begriff wird der Gegenstand aber durch das Wort.

Eigenschaften stecken nicht eo ipso feststehend und abgemessen in den Dingen. Sie werden ihnen selektiv zugeschrieben. Ein "Ding" ist nicht als Träger einer bestimmten Summe definierter Eigenschaften, nicht als Sammelort von Merkmalen für jedermann und in jedem Augenblick gleichermaßen offen. Die prähistorisch-archäologischen Ordnungsbegriffe "Merkmal", "Typus" und "archäologische Gruppe" werden vom Bearbeiter nach deren wechselseitig begründetem Verhältnis zueinander bestimmt. Das hat man sich bei der ordnenden Sichtung des Materials gegenwärtig zu halten. Wir zählen nicht Eigenschaften einfach auf, um die Objekte zu schildern, sondern wir suchen im Vergleich konkrete Charakteristika (die auch ganz unscheinbar sein können), um spezifische Unterschiede herauszufinden. Typisches liegt nicht einfach vor, es wird vielmehr vom Bearbeiter in Hinsicht auf eine distinktive Funktion festgelegt. In dieser stellen die Typen das Grundgerüst von Stufen und Gruppen.

Die Einteilung in Gruppen wird vorgenommen um zunächst Übersicht vom Fundmaterial zu erhalten und unter Umständen auch Einsicht in die Dynamik des Kulturgeschehens zu gewinnen. Einteilung, die eine Materie einem bestimmten Zweck entsprechend erschließt, hat Regeln. Sie braucht zur Abgrenzung ihrer Glieder einen Einteilungsgrund. Dazu wählt man ein Merkmal, das sich zur Charakterisierung durchgehend eignet, und auch konsequent beizubehalten ist. Die Glieder des Einzuteilenden müssen den Umfang von diesem erschöpfend ausmachen. Sie müssen einander ausschließen, aber einem gemeinsamen Oberbegriff unterzuordnen, somit vergleichbar sein. Andernfalls erhält man nicht Teile eines Ganzen, die sich zueinander in ein Verhältnis setzen lassen sondern ein zusammenhangloses Aggregat. Dass materielle Güter überhaupt und allgemein für eine über sie hinausweisende Unterscheidung kollektiv-menschlicher Verhaltensweisen geeignet sind, kann nicht als selbstverständlich vorausgesetzt werden; die spätere Kulturgeschichte geht vorwiegend nach anderen Grundsätzen vor.

Macht man eine oppositionelle Zweiteilung (Dichotomie), ist die Operation schon rein logisch unanfechtbar: Metall und Nicht-Metall. Da sind klare Grenzen und alles ist erfaßt. Die Einteilungsgründe für eine Mehrfach-Teilung (Polytomie) sind indessen nur empirisch zu gewinnen; man muß schon wissen, worum es geht, um ein dem Zweck entsprechendes Prinzip zu finden. Gründet man einen Männerchor, wird man nach der Stimmlage einteilen und nicht nach Gewichtsklassen. Einteilungsglieder wie die Gattungen und Arten der Biologie, die zusammen ein Ganzes von weiterem Umfang bilden, sich aber begrifflich gegenseitig ausschließen, wird man im Bereich menschlicher Kultur vergeblich suchen.

Der o.a. Bürgermeister, inzwischen längst genesen, verkehrt in vielen Vereinen, von Chorsängern bis zu Kaninchenzüchtern und tut sich an so manchem Stammtisch um. Er weiß selbstverständlich, dass er damit nicht alle repräsentativen Meinungsträger um sich scharft, die für die Struktur des Gemeinwesens in seiner Gesamtheit konstitutiv sind. Sänger und Biertrinker kann man zugleich sein; sie schließen sich nicht gegenseitig aus, die erfolgreich kaninchenzüchtenden Biertrinkerinnen noch gar nicht einkalkuliert. Ein Teil der Gemeinde ist nichts dergleichen und so nicht zu erfassen. Der Bürgermeister, politisch erfahren, weiß das.

In einer vergleichbaren Lage ist auch der systematisierende Prähistoriker. Er bedient sich der Ordnungsprinzipien, die er sich mit seinen Typen geschaffen hat und bildet Gruppen und Kulturen nach Hausrat, Trachtenbestandteilen, Gräbern u.a.m. Ein durchgehender Einteilungsgrund, der den Stoff erschöpfend so teilt, dass die Einteilungsglieder sich gegenseitig ausschließen (wie die Stimmlagen im Chor), ergibt sich daraus nicht. Die Gruppen und Kulturen verhalten sich zueinander wie die Vereine des Bürgermeisters. Mit jenen ist ebenfalls kein objektiver Wirkungszusammenhang erschlossen. Die Einteilungsgründe sind nicht einem höheren Begriff, diesen zusammen erfüllend, logisch untergeordnet; sie stehen etwa so zueinander wie konkret und konkav.

Eine bestimmte Tonware kommt z.B. in einem Gebiet vereint mit einer bestimmten Art der Bestattung vor. Allerdings nicht ausschließlich; die besondere Keramik zeigt sich auch außerhalb mit anderen Gäbern. Auch jene assoziierte Bestattungsweise ist nicht auf den Bereich mit der spezifischen Keramik beschränkt. Was tun? Man entschied sich je nach vorgefasster Meinung für das eine oder das andere als gruppenstiftenden Faktor. Für den offenen Rest haben beide Parteien zu aller Zufriedenheit die nämliche Er-

klärung: Einfluss. Was da eingeflossen ist, um jenen archäologischen Effekt hervorzurufen, bleibt unerörtert. In einem anderen Fundgebiet ist die keramische Ausstattung kaum zu unterscheiden. Es wird dennoch in zwei Kulturen getrennt, weil die Leichen in einem Teil des Gebiets nicht genau so liegen wie im Rest. Zu späterer Zeit herrschen beiderseits des Grenzflusses deutliche Unterschiede im Aufwand bei der Bestattung. Dennoch wird – jetzt ist man toleranter – die Zusammengehörigkeit nicht angezweifelt – der Keramik wegen. Wieder ein anderer Grund war maßgebend, als man Fundlandschaften zusammenlegte, die weder mit ihren Gräbern, noch im Hausrat kongruent sind, nämlich die Fertigungstechnik für Bronzeobjekte.

Prähistorische Archäologie wird betrieben und gelehrt als Sachwissen von Sammlern, die das, was sie gesammelt haben, mit einer Deutung versehen, die sich nicht immer auf positives Wissen berufen kann. Ebenso wenig wie Vereine mit verschiedenen Zwecken eine funktionierende Gemeinde bilden, können archäologische Gruppen als organische Glieder eines strukturierten Bezugsganzen verstanden werden. Der Gedanke, gelebte Wahlverwandtschaft müsste archäologisch ausgewiesen sein und der Zusammenhalt von Gemeinschaften würde stets und nur durch Hausrat, Handwerk, Zierweisen und Begräbnisse manifest, entbehrt nicht einer gewissen vor-geschichtswissenschaftlichen Weltfremdheit. Die wahre Welt rückt auch nicht näher heran, wenn man Landkarten entwirft mit Fundpunkten sonder Zahl und richtungsweisenden Pfeilen. Was sich ehemals, einmal so und einmal so, in Frieden und zu Feindschaft zusammentat, findet sich auf Papier nicht wieder. Wohl müssen wir uns nach der Archäologie richten. Da diese aber die Einteilung ihres Materials nach wechselnden Prinzipien vornimmt, schließen sich ihre Glieder nicht notwendig gegenseitig aus und die ehemaligen menschlichen Gruppen, deren Ausweis sie sein sollen, bilden zusammen kein gegliedertes Ganzes. Eine archäologische Einheit kann Gruppen von ganz verschiedener Zusammensetzung umschließen, seien sie durch Herkunft, Stand, Religion oder politischen Willen geworden. P. RAMSL zitiert R. ECHT, für den der Begriff "La Tène Kultur" lediglich ein Kommunikationssystem bezeichnet, mit dem sich der Gebrauch von gleichartigem oder ähnlichem, der Zeit angepassten Schmuck und Gerät auf eine Anzahl sonst unterschiedlicher Menschengruppen übertrug, und fügt hinzu, dass demgemäß nicht jeder, der Objekte im La Tène-Stil verwendete, sich auch als Kelte gefühlt haben muss (RAMSL 2003: 102). La Tène Kultur und keltisch sind weitgefasste Sammelbegriffe mit heterogenen Inhalten. Handelseins und Handgemein können unter einer archäologischen Decke stecken und "ein einig Volk von Brüdern" kann mit mehreren archäologischen Einheiten ganz verschiedene Spuren hinterlassen haben.

Wie die Interessen und Tendenzen sich tatsächlich verteilen und wie die Gemeinde sich fraktionsweise getrennt zu einem funktionsfähigen Ganzen zusammenfügt, erfuhr besagter Bürgermeister erst nach der Wahl. Das Wahlverhalten ist ein adäquates Einteilungsprinzip. Die Parteien als Einteilungsglieder schließen einander aus und erfüllen (mit den Nichtwählern) den Umfang des Einteilungsganzen.

Eine Bestätigung seiner Arbeit vom Prozessgegenstand selbst, also von innen her, bekommt der Prähistoriker nicht. Er stößt ins Ungewisse vor, weiß nicht, was ihn erwartet. Um adäquat aufzugliedern, müsste er die durch sein Material repräsentierte Menge kennen, was in ihr steckt, die Fähigkeiten der Zugehörigen, die Tendenzen, die sie bewegen. Die Bodendenkmäler wären dann nur noch ergänzendes Anschauungsmaterial. So steht es aber nicht, der Prähistoriker bleibt in erster Linie Archäologe und man weiß

nicht, ob und inwieweit sich Einteilungsglieder überschneiden und wie viel andererseits von der prähistorischen Realität archäologisch gar nicht greifbar wurde. Es gibt nur Spuren und diesen ist nicht anzumerken, ob eine und welche humanwissenschaftlich fruchtbare Einsicht durch welche Art der Gliederung gewonnen sein könnte. "Wir werden uns mit der Möglichkeit vertraut machen müssen, daß weder ein bestimmter sozialer Status zu einem spezifischen archäologischen Fundbild führen muß, noch ein bestimmtes archäologisches Fundbild grundsätzlich mit einem spezifischen Tatbestand der einstigen sozialen Realität verknüpft ist" (EGGERT 1989: 66).

Der Zusammenhalt eines menschlichen Gemeinwesens ist zeitlich und räumlich je anders dominiert, so von Herkunft und Stand, ethnischem und religiösem Bewußtsein. Die materielle Ausstattung, ebenso geschichtlich und wechselhaft, steht dazu in keinem festen Verhältnis und das bedeutet, daß archäologische Fundgruppen keinen verlässlichen Bezugsrahmen haben. "Wir schaffen uns also unser eigenes Bild der Vergangenheit, die aber von denen, die sie damals erlebten, möglicherweise ganz anders gesehen wurde... Die Benutzung unserer eigenen Konzepte und die Verwendung von Analogien zur Beschreibung der Vergangenheit sind völlig unvermeidlich, führen aber eindringlich vor Augen, in welchem Grade die angebliche 'Wirklichkeit der Vergangenheit' ein Konstrukt der Kommunikation in der Gegenwart ist" (HÄRKE 1993: 5 f.).

Die Fundgruppen stehen isoliert, als im Lauf der Zeit entstandene Gebilde aus der (oft widersprüchlichen) Sicht ihrer einzelnen Schöpfer. Dennoch werden sie als Wesen behandelt, die, für "Einflüsse" zugänglich, miteinander in Beziehung treten können. Ihre dauerhafte Existenz in Lehre und Forschung hat historische, aber auch praktische Gründe; sie sind Mittel zur Verständigung, Hieroglyphen der Archäologensprache. Weniger Sinn ist darin zu finden, archäologische Gruppen immer wieder umzugestalten oder mit anderem Inhalt neu abzugrenzen. Dieser Prozess kann nie zu einem Ende führen.

Literatur

- BERNBECK, R. (1997): Theorien in der Archäologie. – Tübingen und Basel (Uni-Taschenbücher).
- EGGERT, M.K.H. (1989): Die Fürstensitze der Späthallstattzeit Bemerkungen zu einem archäologischen Konstrukt. – Hammaburg, NF 9: 53 ff.
- (2001): Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden. – Tübingen und Basel (Uni-Taschenbücher).
- HÄRKE, H. (1993): Vergangenheit und Gegenwart. – Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 3: 3 ff. – Wilkau-Hasslau.
- MANTE, G. (2000): Archäologie zwischen Geistes- und Naturwissenschaft. – Ethnograph. Archäol. Z., 41: 1 ff.
- RAMSL P.C. (2003): Migrationsphänomene (!) in der Frühlaténezeit. – Mitt. Anthropolog. Ges. Wien, 133: 101 ff.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Annalen des Naturhistorischen Museums in Wien](#)

Jahr/Year: 2004

Band/Volume: [106A](#)

Autor(en)/Author(s): Angeli Wilhelm

Artikel/Article: [Zur Methodik in der prähistorischen Archäologie 425-432](#)